

# Schulreform und Chancengleichheit



„Ich sehe die Entwicklung weniger optimistisch“

*Lehrerin Monique Adam während des Unterrichts in der Grundschule im Bahnhofsviertel (Rue du Commerce)*





„Wo sind Sie denn Lehrerin?“ – „Im Bahnhofsviertel.“ Wir laufen gerade an der Nationalbibliothek vorbei und biegen in die *Philippsgaass* ein. „Die Kinder sind über Spritzen aufgeklärt. Immer wieder liegen vor Schulbeginn Spritzen im Schulhof. Es ist schlimm, aber die Lage hat sich etwas gebessert. Auch über Prostitution wissen die Kinder Bescheid,“ fügt Monique Adam ohne Nachfrage hinzu. Nach ein paar Metern finden wir ein ruhiges Café. Während ihrer Arbeitsstunden habe sie genug mit ihren Schülern zu tun, deshalb lehnte sie auch ein Gespräch während der Schulzeit ab. Wer denn noch am Schuldossier für *ons stad* mitarbeite, möchte Monique wissen. „U.a. Christiane Grün, David Angel, Raymond Klein, Ines Kurschat...“ – „Ach ja, Ines Kurschat, mit ihr habe ich mich auch schon mal über die Schulreform unterhalten, aber ich bin nicht ganz mit ihr einverstanden.“ – „In welchem Punkt denn?“

Zum Glück liegen nun Kugelschreiber und Papier griffbereit, denn die sehr gelassen wirkende Lehrerin mit über dreißig Jahren Berufserfahrung beginnt zu erzählen: „In dem der Chancengleichheit. Ich sehe die Entwicklung weniger optimistisch. Mit der Schulreform von 2009 wollte Unterrichtsministerin Mady Delvaux mehr Chancengleichheit erreichen, vor allem durch eine engere Einbindung der Eltern. Auf dem Papier sieht das alles sehr vielversprechend aus, doch in der Realität führt diese Strategie nicht unbedingt zum gewünschten Resultat. So hat die Erfahrung gezeigt, dass Eltern, die sich auch ohne ausdrückliche Nachfrage für den Schulalltag ihrer Kinder interessieren, nun noch öfters konkrete Forderungen stellen, während Erziehungsberechtigte, die ohnehin überlastet sind, sei es mit ihrem Berufsalltag oder wegen mangelnder Sprachkenntnisse, nur sehr allmählich einbindbar sind. Diese Menschen werden verstärkt für die schulischen

Schwierigkeiten ihrer Kinder verantwortlich gemacht. Das ist nicht im Sinne der Chancengleichheit. Zudem stellen Eltern heute manchmal unrealistische Forderungen, wie etwa die gezielte individuelle Betreuung ihres Kindes.“

Monique Adam führt schon seit 1979 Schüler durch den alljährlichen Schulstoff. Zuerst war sie in Remich und Bous tätig, wechselte jedoch vor dreißig Jahren in die Stadt Luxemburg.

Sie bedauert zudem, dass der geregelte Austausch mit den Eltern um den „Bilan“, wie er nach der Reform eingeführt wurde, auch mit sich gebracht hat, dass die Treffen mit den Eltern weniger spontan und eben nicht nach Bedarf stattfinden. Und da mehr Zeit eingeräumt wird, um die Kompetenzbewertung einzelner Kinder zu besprechen, führe das dazu, dass das Gespräch sich auf Leistungseinschätzungen reduziere.



Fakt ist auch, dass sich durch den gesellschaftlichen Wandel das Verhältnis zwischen Eltern und Lehrpersonal verändert hat. Dazu Monique Adam: „Das liegt vor allem an der Tatsache, dass sich heute jeder für kompetent hält, bei allem und jedem mitzureden.“

„Die Drohung seitens der Eltern, einen Anwalt anzuheuern, war früher eher seltener.“

Nach einem Schluck Café meint sie auch, die Evaluation der Kinder könnte willkürlicher scheinen als vor der Reform, als es noch Punkte gab. Die neuen Kompetenzraster legen eine vorgegebene Entwicklung der Fähigkeiten fest. Auf dieser Entwicklungsleiste soll nun jedes Kind im Rahmen seiner Fähigkeiten bewertet werden. Dabei werden die Leistungen der Schüler nur noch begrenzt an Hand von Tests evaluiert. Und: „Die Drohung seitens der Eltern, einen Anwalt anzuheuern, war früher eher seltener.“

Früher hätte die Gesellschaft auch noch mehr Respekt vor Lehrern gehabt. Vor allem während der Reform 2009 seien Aussagen wie „das Lehrpersonal soll mal was arbeiten“ zu lesen gewesen. Zwar waren sie nie direkt an Monique Adam gerichtet, sondern kursierten im Internet. Laurence Janot-Bergugnat und Nicole Rasclé schreiben in ihrem Buch „Le stress des enseignants“, dass gerade das gesellschaftliche Klischee vom Lehrerberuf – hohe Gehälter, wenig Arbeitsstunden, dreimal mehr Urlaub als normale Sterbliche – und eine allgemeine Desinformation über die verschiedenen Aufgaben der Lehrer, gekoppelt mit einer steigenden Erwartung, diese zunehmend unter Druck setzt.

Was viele nicht sehen, ist die Arbeit, die außerhalb der Schulzeit anfällt, wie Prüfungen verbessern, Tests auswerten, Material einkaufen, Unterrichtseinheiten



## Schulreform und Chancengleichheit „Ich sehe die Entwicklung weniger optimistisch“

vorbereiten usw. „Zudem ist heute vieles bürokratischer geworden. Wenn man früher etwas später von einem Ausflug zurück kam, gab man den Kindern einen Zettel für die Eltern mit. Heute muss man hingegen drei bis vier Institutionen anschreiben,“ bedauert Monique Adam. Auch der „Plan de réussite scolaire“ wurde bürokratischer. Dass sich die Schule spezifische Ziele vorgibt und einen Aktionsplan entwickelt, wie diese erreicht werden sollen, erhöht lediglich das Ausmaß an administrativer Arbeit. Die Verwaltung des „Comité d'école“ wurde ebenfalls bürokratisiert: Eine unangenehme Nebenwirkung dieses Verwaltungsimperativs ist leider auch, dass das Konkurrenzdenken unter Kollegen zugenommen hat: Viele wollen möglichst oft im Rapport erwähnt werden, so Monique Adam.

### Schulreform im Prinzip gut, aber verbesserungswürdig

Per Telefon führte ich ein zweites Gespräch mit einem meiner ehemaligen Lehrer. Er ist etwas anderer Meinung. Chancengleichheit könne die Schule sowieso nicht erreichen, meinte er. Was sie optimieren sollte, sei die Chancengerechtigkeit, will heißen, die Benachteiligung von Schülern aus sozial schwachen Familien sollte möglichst begrenzt werden. Auch den „Bilan“ erachtet er als den richtigen Ansatz, wenngleich er verbesserungswürdig ist. Denn bei den Treffen für die Besprechung des „Bilan“ entstehe ein wertvolles Gespräch über den Lernprozess des Kindes und nicht nur über Leistungseinschätzungen.

Und er meinte auch, man solle nicht zu einseitig nur über Eltern reden, die mit dem Anwalt drohen, denn dies würde die komplexen Dynamiken im Austausch zwischen Eltern und Lehrern verschleiern. „Jahrelang hat die Institution Schule Eltern



möglichst wenig eingebunden. Zudem habe ich erlebt, dass Eltern Angst hatten, sich an das Lehrpersonal zu wenden, da sie sich von Pädagogen herablassend behandelt fühlten.“

Die Frage sei also nicht, ob die Treffen früher spontaner stattgefunden hätten, sondern ob es überhaupt zu einem Austausch zwischen Eltern und Lehrern kam. Außerdem habe das Konkurrenzdenken unter Lehrern nicht unbedingt zugenommen. „Die Kollegialität ist in den verschiedenen Schulen ganz unterschiedlich. Wenn Lehrer aufgefordert werden, mehr zusammen zu arbeiten, wird der Raum für potenzielle Meinungsverschiedenheiten zwangsläufig größer, als wenn jeder sein eigenes Süppchen kocht. Aber Methoden wie *Team Teaching* haben sich an manchen Schulen durchaus bewährt und dazu geführt, dass diese an einem Gesamtkonzept gearbeitet haben – ein Bereich, über den noch immer nicht genug diskutiert wird.“ Gewiss nähme die Bürokratisierung von Abläufen viel

Zeit in Anspruch, aber vor der Reform wurden überhaupt keine Berichte geschrieben, und ob das wirklich besser war, sei eher zu bezweifeln.

Monique Adam indes ortet das goldene Zeitalter der Schulen in den achtziger Jahren in der Stadt Luxemburg, weil diese damals eine Vorreiterrolle bei der Einführung besserer Betreuungsstrukturen für die Schüler übernahm. Durch eine enge Zusammenarbeit mit den Lehrervertretern war es gelungen, eine Schulorganisation aufzustellen, die möglichst nahe an den Bedürfnissen der Schulen und ihrer Schüler ansetzte: „Durch die Einführung des Kontingents an Unterrichtsstunden, die zunehmende Bürokratisierung, die Schließung der ‚classes d'accueil‘ wurden diese Errungenschaften zum Kippen gebracht.“

Vor allem Unruhe und Zeitdruck würden heute den Schulalltag prägen: „Seit 2010 wurden die zur Verfügung gestellten Unterrichtseinheiten verkürzt. Jetzt werden zeitweise zwei Klassen zusammengeslagen, daher herrscht während einiger Unterrichtsstunden soviel Unruhe, dass Unterrichten kaum noch möglich ist. Auch deshalb, weil die „classe d'accueil primo arrivant“ – eine separate Klasse für Schüler, die keine der drei offiziellen Sprachen Luxemburgs beherrschen – durch den „cours d'accueil“ ersetzt wurde. Im Klartext: Diese Schüler wandern vom regulären Unterricht zu speziellen Kursen und wieder zurück. Sie lernen so zügiger Luxemburgisch, aber die Sprachen Deutsch und Französisch leiden erheblich, und der Unterricht kommt schleppender voran.“

Als wir das Lokal verlassen, sagt mir Monique Adam, dass sie noch vier bis fünf Jahre unterrichten werde. Angesichts der zunehmenden Bürokratisierung, meint sie, sehe sie der Zukunft der Schule wenig optimistisch entgegen.

Stéphanie Majerus

